



Dieter Dohmen | Klaus Hurrelmann (Hrsg.)

Generation Corona?

Wie Jugendliche durch die Pandemie
benachteiligt werden

BELTZ JUVENTA

Dieter Dohmen | Klaus Hurrelmann (Hrsg.)
Generation Corona?

Dieter Dohmen | Klaus Hurrelmann (Hrsg.)

Generation Corona?

Wie Jugendliche durch die Pandemie
benachteiligt werden

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-6546-6 Print
ISBN 978-3-7799-6547-3 E-Book (PDF)

1. Auflage 2021

© 2021 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung und Satz: Ulrike Poppel
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Vorwort | 7 |
| Einleitung und Überblick | |
| Kinder und Jugendliche in Zeiten der Corona-Pandemie <i>Dieter Dohmen, Klaus Hurrelmann</i> | 10 |
| Der Einfluss der Pandemie auf Familie und Kita | |
| Das häusliche Umfeld determiniert den Problemdruck im Lockdown <i>Wido Geis-Thöne</i> | 20 |
| Kind sein in Zeiten von Corona <i>Alexandra Langmeyer, Thorsten Naab, Ursula Winklhofer, Angelika Guglhör-Rudan, Marc Urlen</i> | 38 |
| Befunde zur häuslichen und institutionellen Lernumwelt während der Schließung der Kindertageseinrichtungen <i>Elisa Oppermann, Franziska Cohen, Magdalena Stacheder, Yvonne Anders</i> | 53 |
| Der Einfluss der Pandemie auf Unterricht und Lernverhalten | |
| Unterricht während der Corona-Pandemie <i>Nele McElvany, Chantal Lepper, Ramona Lorenz, Thomas Brüggemann</i> | 64 |
| Wie gehen deutsche Schulen mit der Corona-Krise um? <i>Werner Klein</i> | 80 |
| Was bestimmt das Lernen von Jugendlichen im Lockdown als Folge der COVID-19-Pandemie? <i>Stephan Gerhard Huber, Christoph Helm, Marianne Mischler, Paula Sophie Günther, Julia A. Schneider, Jane Pruitt, Nadine Schneider, Marius Schwander</i> | 95 |
| Wie haben die Schulkinder die Zeit der Schulschließungen verbracht? <i>Ludger Wößmann, Vera Freundl, Elisabeth Grewenig, Philipp Lergetporer, Katharina Werner, Larissa Zierow</i> | 127 |
| Die Auswirkung von Schulschließungen auf standardisierte Testergebnisse <i>Marc-Andre Chénier, Joana Elisa Maldonado, Kristof de Witte</i> | 149 |

Familiale, individuelle und institutionelle Einflussfaktoren
auf Bildungsungleichheiten
Mathias Huebener, Laura Schmitz, C. Katharina Spiess, Sabine Zinn 165

Gleiche Chancen für alle Kinder und Jugendlichen schaffen.
Empfehlungen der FES-Kommission
Kai Maaz, Burghard Jungkamp 187

Auswirkungen der Pandemie auf Übergangschancen in Ausbildung und Beruf

Homeschooling, Digitalisierung und Bildungsungerechtigkeit
Christina Anger, Axel Plünnecke 214

Der Übergang Schule – Ausbildung: Das Nadelöhr wird enger
Dieter Dohmen 230

Der Einfluss der Pandemie auf Gesundheit und Wohlbefinden

Psychische Gesundheit und Lebensqualität von Kindern und
Jugendlichen während der COVID-19-Pandemie
*Ulrike Ravens-Sieberer, Anne Kaman, Christiane Otto,
Adekunle Adedeji, Janine Devine, Michael Erhart,
Ann-Kathrin Napp, Marcia Becker, Ulrike Blanck-Stellmacher,
Constanze Löffler, Robert Schlack, Klaus Hurrelmann* 248

Jugend und Corona in Deutschland und Österreich:
Junge Menschen im Lockdown
Simon Schnetzer, Klaus Hurrelmann, Martina Leibovici-Mühlberger 261

Zusammenfassung und übergreifende Einordnung

Zusammenfassung und Einordnung: Wird es eine „Generation Corona“
geben?
Dieter Dohmen, Klaus Hurrelmann 276

Autor_innenverzeichnis 298

Vorwort

Im März 2020 wurden wegen der schnellen Ausbreitung des Covid-19-Virus Kitas und Schulen weitgehend geschlossen. Nach einer sommerlichen Lockungsphase folgte ab Dezember erneut ein Lockdown, der bis in das Frühjahr 2021 bestehen blieb. Beim Erscheinen dieses Buches müssen die Kinder und Jugendlichen in Deutschland schon deutlich über ein Jahr lang ganz oder teilweise geschlossene Erziehungs- und Bildungseinrichtungen hinnehmen. Das Fachpersonal in den Kitas und Schulen stieß abrupt auf völlig neue Herausforderungen, die Eltern mussten zum Teil ihre Berufstätigkeit von zu Hause und zusätzlich die Betreuung der Kinder übernehmen.

Für alle Beteiligten war es eine riesige Umstellung, die tief in ihren normalen Lebensrhythmus einschneiden sollte. Am härtesten traf es aber die Kinder und Jugendlichen selbst, die für einen ungeahnt langen Zeitraum auf die für sie zentral wichtigen Bildungsinstitutionen neben der Familie verzichten mussten. Trotz der unglaublichen Herausforderungen gelang es der Mehrheit von ihnen erstaunlich gut, durch die Zeit zu kommen.

Eine erschreckend große Minderheit der Kinder und Jugendlichen aber ist mit der großen Belastung durch Kontaktbeschränkungen und Schließungen von Kita und Schule, Clubs und Vereinen und dem Wegfall der freien Kontakte mit Freunden und Gleichaltrigen in der Freizeit nicht gut zurechtgekommen. Viele von ihnen bekamen Probleme mit ihrer Leistungsentwicklung, ihrer sozialen Entfaltung und ihrer körperlichen und psychischen Gesundheit. Viele von ihnen gingen durch ein tiefes Tal, in dem sie sich möglicherweise immer noch oder schon wieder befinden.

In diesem Buch versuchen wir herauszuarbeiten, welche Kinder und Jugendlichen besonders betroffen sind und welche Art von Beeinträchtigung sie hinnehmen müssen. Des Öfteren schon tauchte in der öffentlichen Diskussion mit Blick auf die schwierige Ausgangslage der besonders benachteiligten Gruppe von Kindern und Jugendlichen die Metapher von der „Generation Corona“ am Horizont auf. Es wurde zum fast schon inflationär genutzten Schlagwort, das wie eine drohende schwarze Wolke über der Zukunft dieser Kinder und Jugendlichen hängt und ihnen das Leben noch schwerer macht, als es ohnehin ist.

Es ist daher an der Zeit, genauer nachzufragen, ob das Schlagwort von der „Generation Corona“ eine empirische Grundlage hat und wer gegebenenfalls davon betroffen sein könnte. Wir haben verschiedene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler angesprochen, die sich in empirischen Untersuchungen mit unterschiedlichen Facetten der Corona-bedingten Herausforderungen und

Belastungen für die junge Generation befasst haben. Wir haben sie gebeten, ihre Forschungsberichte in einer überarbeiteten, aktualisierten Form für diesen Band zur Verfügung zu stellen. Trotz der kurzen Zeitspanne waren alle bereit, unserer Bitte nachzukommen. Wir danken allen Kolleginnen und Kollegen, dass sie sich an diesem Vorhaben beteiligt haben.

In der Zusammenschau wird einerseits deutlich, dass es eine eingrenzbarere Gruppe von besonders benachteiligten Kindern und Jugendlichen gibt, die überproportional von den Auswirkungen der Pandemie betroffen ist. Andererseits ist es dennoch nicht zwingend, dass sie zu einer „Generation Corona“ wird. Denn die vorliegenden Untersuchungen machen auch dieses deutlich: Sofern es der Politik im Zusammenspiel mit Kitas, Schulen und anderen Einrichtungen gelingt, einen Rahmen für gezielte Unterstützungsmaßnahmen zu schaffen, kann möglicherweise noch verhindert werden, dass ein Viertel oder sogar ein Drittel der jungen Generation den Anschluss an die Entwicklung verliert und in eine schwierige Lage am Ausbildungs- und Arbeitsmarkt gerät.

Dieter Dohmen, Klaus Hurrelmann
Berlin, im Februar 2021

EINLEITUNG UND ÜBERBLICK

Kinder und Jugendliche in Zeiten der Corona-Pandemie

Dieter Dohmen, Klaus Hurrelmann

Wenn der vorliegende Sammelband erscheint, hat sich das Leben in Deutschland seit über einem Jahr dramatisch verändert. Nachdem Ende Januar 2020 erste Berichte über Krankheitsfälle mit dem sogenannten „Corona-Virus“ in Deutschland erschienen, entwickelte sich das Infektionsgeschehen so dynamisch, dass die Bundes- und Landesregierungen – vor dem Hintergrund der Erfahrungen in anderen Ländern – Mitte März 2020 konsequente Schritte einleiteten und die Menschen aufforderten, sich möglichst nur noch in der eigenen Wohnung aufzuhalten und Kontakte zu Dritten, nicht im Haushalt lebenden Personen weitgehend zu reduzieren. Hotels und Gaststätten wurden ebenso geschlossen wie Kitas und Schulen, es wurden Veranstaltungen und Messen abgesagt, ein sogenanntes „Kontaktverbot“ erlassen.

Diese Schritte führten zu einer Dreiteilung von Wirtschaft und Arbeit: Ein Teil der Betriebe agierte mehr oder weniger weiter wie gewohnt, die Beschäftigten kamen weiterhin ins Büro, Geschäft, Krankenhaus etc. Hierzu zählen auch die sogenannten „versorgungsnotwendigen Bereiche“. In einem zweiten Segment konnten Unternehmen und Selbstständige die Anforderungen durch eine Umstellung der Arbeitsprozesse realisieren, und insbesondere im Dienstleistungsbereich tätige Unternehmen, Freiberufler*innen, Selbstständige und Unternehmen, aber auch der öffentliche Dienst stellten großenteils auf Homeoffice um und hielten den Betrieb so weit wie möglich aufrecht. In beiden Fällen mussten Eltern nun ihre beruflichen Anforderungen mit Kinderbetreuung und Lernbegleitung verbinden.

Eine dritte Gruppe von Unternehmen und Personen, z. B. in den Bereichen personennaher Dienstleistungen, Kunst und Kultur, musste den Betrieb einstellen und wurde arbeitslos oder ging in Kurzarbeit. Der beträchtliche Einsatz öffentlicher Finanzmittel zugunsten von Unternehmen wie Beschäftigten zeigte folgende Zwischenergebnisse:

Auf der einen Seite hatten

- 25% der Unternehmen (ca. 34.000) liquiditätsbedingt KfW-Kredite beantragt (Kantar¹), am 13.5.2020 waren fast 20 Mrd. Euro bewilligt worden.
- Etliche Großunternehmen hatten staatliche Hilfen beantragt.
- Fast ein Fünftel der Unternehmen, die Liquiditätshilfen beantragt haben, hielten es für (sehr) wahrscheinlich, dass diese Engpässe zur Insolvenz führen könnten. Bezogen auf alle Unternehmen rechnete Kantar mit einem Anteil von 11% (ebd.).
- Kleine und mittlere Unternehmen sowie Freiberufler*innen, („kleinere“) Selbstständige etc. erhielten Zuschüsse in unterschiedlicher Höhe, häufig zur Finanzierung von Betriebskosten. Zum Teil mussten sie aber auch die Grundsicherung in Anspruch nehmen.

Betrachtet man die Folgen für Individuen, dann

- sank die Zahl der Beschäftigten innerhalb weniger Monate um rund 650.000 gegenüber dem entsprechenden Vorjahresquartal.²
- hatten bis Ende April 2020 fast eine Mio. Betriebe für bis zu 10 Mio. Menschen Kurzarbeit angemeldet, wobei die tatsächliche Inanspruchnahme im März bei 2,5 Mio. und im April bei 6,8 Mio. lag.³
- hatte sich die Zahl der Arbeitslosen allein zwischen April und Juni 2020 um rund 500.000 erhöht (BA) und lag beispielsweise auch im Januar 2021 in einer entsprechenden Größenordnung gegenüber Januar 2020.⁴
- lag die Unterbeschäftigung im Januar 2021 mit 3,68 Mio. Personen um rund 354.000 höher als im entsprechenden Vorjahresmonat (ebd.).
- sahen sich 2,1 Mio. Menschen in ihrer Existenz bedroht, weitere 3,6 Mio. verwiesen auf deutlich geringere Einnahmen (Kantar ebd.).
- hatten darüber hinaus (Solo-) Selbstständige, Freiberufler*innen etc. in größerem Umfang Grundsicherungsleistungen beantragt, aber zur genauen Größenordnung liegen bisher keine Daten vor.

1 <https://www.kantardeutschland.de/deutsche-unternehmen-von-der-corona-krise-stark-betroffen-staatliche-hilfen-und-unterstuetzungsmassnahmen-kommen-an/> (abgerufen am 20.02.2021)

2 https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2020/11/PD20_457_13321.html (abgerufen am 02.02.2021).

3 <https://www.arbeitsagentur.de/presse/2020-34-der-arbeitsmarkt-im-juni-2020> (abgerufen am 02.02.2021).

4 <https://www.arbeitsagentur.de/news/arbeitsmarkt-2021> (abgerufen am 02.02.2021).

Wenn wir hier den Bogen etwas weiterspannen, dann dient dies insbesondere dazu, das Ausmaß der Verwerfungen aufzuzeigen, das sich im letzten Jahr ergeben hat. Auch wenn die Bundes- und Landesregierungen im Zusammenspiel mit der Bundesagentur für Arbeit, der KfW und anderen in beträchtlichem Umfang versucht haben, diese Verwerfungen möglichst in Grenzen zu halten, hat das nicht verhindert, dass viele Menschen verunsichert wurden und mit einer stark veränderten Situation umgehen lernen mussten. Auch jenseits dieser genannten Zahlen sind vor dem Covid-19-Virus nicht alle Erwerbstätigen gleich, wie ein DIW-Bericht (Schröder et al. 2020) zutreffend, wenngleich wenig überraschend, titelte. Bereits Ende März 2020 zeigte eine Analyse der Mannheimer Corona-Studie, dass ein Viertel der Erwerbstätigen im Homeoffice arbeitete, während es laut DIW gut ein Drittel sein gewesen sein sollen.⁵ Beide Studien kamen zu dem Befund, dass es überwiegend Besserqualifizierte bzw. Besserverdienende seien, die ins Homeoffice wechseln konnten, während zwischen 10 und 17% in Kurzarbeit gingen, meist eher geringer qualifizierte Gruppen. Unter den bis zu 60% Prozent „normal“ am Arbeitsplatz tätigen waren niedrig und mittel qualifizierte Berufsgruppen stärker repräsentiert. Es kam somit zu einer partiellen Spaltung des Arbeitsmarktes: Personen der unteren und mittleren Qualifikationsgruppen waren – sofern beschäftigt und nicht in Kurzarbeit – eher beim Arbeitgeber, Personen mit höheren Qualifikationen etwa zur Hälfte im Homeoffice.⁶ Laut Mannheimer Corona-Studie unterschied sich die Erwerbssituation von Eltern nicht von der der Nicht-Eltern.

Mit Blick auf die Frage einer möglichen Verstärkung von Bildungsbenachteiligungen standen und stehen insbesondere die Eltern und deren Erwerbs-, finanzielle und psychische Situation im Fokus, die sowohl einzeln als auch zusammen von Bedeutung sein können.

Wenn die Kinder nicht in die Kita oder die Schule gehen können, sondern gantztätig zuhause sind und möglichst keinen bzw. einen sehr eingeschränkten Kontakt mit anderen (haushaltsexternen) Personen haben sollen, dann ist in einem ersten Schritt die Betreuungsfrage zu stellen. Hierfür kommen unter diesen Voraussetzungen fast nur Eltern und/oder Geschwister in Betracht, sofern die Kinder nicht in die Notbetreuung der Kita oder Schule gehen können.

Wer regulär am Arbeitsplatz sein muss, um dem Arbeitsvertrag nachzukommen, kann nicht gleichzeitig zuhause sein und sich um die Kinder küm-

5 Unterschiede in den Anteilswerten können auf unterschiedliche Zeitpunkte der Befragung, aber auch unterschiedliche Zusammensetzung der Teilnehmenden zurückzuführen sind.

6 Bis Mitte April 2020 war der Anteil an Arbeitslosen vergleichsweise gering, es ist aber nicht auszuschließen, dass diese Zahlen noch ansteigen werden, auch wenn Anfang Mai wesentliche Schritte Richtung (Wieder-)Ausweitung der geschäftlichen Aktivitäten beschlossen und umgesetzt wurden.

mern, d. h. die Betreuungsarbeit müsste der/die (Ehe-)Partner/in übernehmen – vorausgesetzt, es handelt sich nicht um eine/n Alleinerziehende/n oder eine ebenfalls am Arbeitsplatz unabhkömmliche Person. Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes waren im Jahr 2018 700.000 Alleinerziehende mit Kindern im Alter von unter 13 Jahren erwerbstätig,⁷ davon 400.000 in Vollzeit und knapp 300.000 in Teilzeit⁸ sowie 450.000 in sogenannten „system- bzw. versorgungsrelevanten Berufen“, d. h. als Krankenpfleger/in, Erzieher/in, Ärztin etc. Insbesondere Alleinerziehende sahen sich somit vor die Wahl gestellt, die Kinder während der Arbeitszeit allein zuhause zu lassen und/oder ihre Arbeitszeit zu reduzieren. Dies galt zumindest so lange, wie es keine Notbetreuung gab bzw. Alleinerziehende nicht automatisch Anspruch darauf hatten. Dabei ist zu berücksichtigen, dass sich Alleinerziehende bereits in normalen Zeiten stark beansprucht fühlen.

Das Viertel bzw. Drittel der Eltern, das im Homeoffice arbeitete, konnte sich – zumindest im Grundsatz: auch – um die Kinderbetreuung kümmern, selbst wenn dies in den meisten Fällen eine ziemliche Herausforderung oder sogar Überforderung darstellte.

Nachdem der harte Lockdown ab Mitte Mai 2020 wieder schrittweise gelockert wurde und auch die Kitas und Schulen wieder peu-à-peu in den Präsenzunterricht zurückkehrten, führte die zweite Welle im Herbst dazu, dass ab Anfang November 2020 zunächst ein Teil des öffentlichen Lebens wieder eingeschränkt wurde und ab Mitte Dezember auch die Kitas und Schulen wieder in den Distanzmodus zurückkehrten. Abgesehen von einer Notbetreuung bzw. aufgehobenen Präsenzpflicht, die in unterschiedlichem Umfang dazu führte, dass Kinder in die Kita oder Schule gingen und in der überwiegenden Mehrheit zuhause blieben, kam es somit zu einer weitgehenden Wiederholung der ersten Lockdown-Situation im Bildungswesen. Spannend ist dabei die Frage, in welchem Umfang sich die Unterrichts- und Lernsituation gegenüber dem Frühjahr 2020 verbessert hat. Auf diese Frage kann der vorliegenden Band zwar nicht umfänglich, jedoch zumindest ansatzweise eingehen (siehe den Beitrag von Klein).

Mit Blick auf die – potenzielle – Lernbegleitung in Phasen eingeschränkter Präsenz in Kita und Schule stellen sich dabei aber auch weitergehende systemische und einzelfallbezogene Fragen, auf die die nachfolgenden Beiträge ausführlicher eingehen werden:

7 https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2020/05/PD20_N023_132.html (abgerufen am 13.05.2020).

8 https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2020/03/PD20_N012_122.html;jsessionid=7192A2E2DD7943422719B84351EF4A20.internet8741 (abgerufen am 13.05.2020).

- Wie sind Kita und Schule grundsätzlich aufgestellt?
- Wie digital affin sind sie?
- Wie digital affin sind die Lehrkräfte?
- Wie sind die familiären Rahmenbedingungen?
- Wie ist digitale Ausstattung zuhause?
- Wie sind die digitalen Kompetenzen von Eltern und Schüler*innen?
- Wie sind die Sprachkompetenzen von Eltern und Schüler*innen?
- Wie sind die pädagogischen und fachlichen Kompetenzen von Eltern?
- Welche Benachteiligungen ergeben sich hieraus für welche Gruppen von Kindern und Jugendlichen?

Vor diesem Hintergrund sind die nachfolgenden Einzelbeiträge systematisch in unterschiedliche Themenbereiche unterteilt worden.

Die ersten drei Beiträge gehen aus unterschiedlichen Blickwinkeln sowie Datengrundlagen der Frage nach, wie sich das häusliche Umfeld und die familiären Rahmenbedingungen auf die Lernmöglichkeiten und damit indirekt auch die Teilhabechancen am Lernprozess der Kinder auswirken.

Den Anfang macht Wido Geis-Thöne, der auf die Rahmenbedingungen vor Beginn der Corona-Pandemie eingeht und das familiäre und häuslichen Umfeld von Kindern in den Blick nimmt. Sein Fokus liegt dabei auf fünf Gruppen, die überproportional häufig mit einer ungünstigen Ausgangslage einhergehen: Familien von Alleinerziehenden, mit Migrationshintergrund, mit bildungsfernen Eltern sowie Mehrkeindfamilien und Familien im Sozialleistungsbezug. Er zeigt auf, dass Kinder, die in diesen Konstellationen aufwachsen, bereits vor der Corona-Pandemie tendenziell ungünstigere Rahmenbedingungen vorfanden als andere Kinder. Bei ihnen ist die Gefahr groß, dass sie besonders ungünstige Voraussetzungen haben, wenn der Unterricht nicht, wie gewohnt, in der Klasse, sondern im Distanzmodus erfolgt. Es liegt zudem die Vermutung nahe, dass sich diese ungünstigen Voraussetzungen noch weiter verstärken, wenn es nicht bei einer „Risikolage“ bleibt, sondern es gleich mehrere gibt.

Auf diesen Aspekt gehen auch Alexandra Langmeyer, Thorsten Naab, Ursula Winklhofer, Angelika Guglhör-Rudan und Marc Urlen in ihrem Beitrag ein, der die Kernergebnisse der Studie „Kind sein in Zeiten von Corona“ zusammenfasst. Die Antworten der befragten Eltern von drei- bis fünfzehnjährigen Kindern verdeutlichen, dass und wie verschiedene Rahmenbedingungen die Teilhabechancen beeinflussen. So wird unter anderem aufgezeigt, dass höhere Belastungs- bzw. Risikosituation häufig einen ungünstigen Einfluss auf das Zusammenleben, gemeinsame Aktivitäten, die Freizeitgestaltung und auch Konflikte haben. Andererseits kann eine andere Gestaltung der Lebensumstände wie etwa der größere Umfang an gemeinsamen Aktivitäten positive Auswirkungen auf Kinder haben.

Elisa Oppermann, Franziska Cohen, Magdalena Stacheder und Yvonne An-

ders untersuchen auf Basis eigener Erhebungen das Zusammenwirken von Kita-Schließung und familiärer Verhaltensanpassung für kleinere Kinder im Kita-Alter. Sie zeigen, dass im Schnitt Eltern mehr mit ihren Kindern machten und somit zumindest partiell die wichtige Rolle der Kita versuchten zu kompensieren. Die Kita-Schließung führte insgesamt gesehen zu deutlich geringerer Interaktion zwischen Erzieher*innen und Eltern bzw. Kinder.

Im zweiten Block geht es um den wahrgenommenen Einfluss der Pandemie auf Unterricht, Freizeitbeschäftigung und Lernverhalten, was in sieben Beiträgen aus unterschiedlichen Blickwinkeln untersucht wird.

Im ersten Beitrag schauen Nele McElvany, Chantal Lepper, Ramona Lorenz und Thomas Brüggemann auf den Unterricht während der Corona-Pandemie aus der Perspektive der Lehrkräfte. Sie zeigen, dass weder Schulen noch Lehrkräfte in ausreichendem Umfang über die technischen wie pädagogischen und didaktischen Voraussetzungen für digitalen Unterricht verfügen. Diesen Befund bestätigt Werner Klein auf der Grundlage von zwei Lehrkräfte-Befragungen, die einmal im ersten und einmal im zweiten Lockdown durchgeführt wurden. Beide Studien kommen zudem zu der Einschätzung, dass die Schüler*innen im Distanzunterricht weniger gelernt haben, als dies sonst im Präsenzunterricht der Fall ist. Klein kann zugleich aufzeigen, in welchem Umfang sich die technischen und didaktischen Voraussetzungen seit Beginn der ersten Phase der Schulschließungen verändert haben. Die Gegenüberstellung zeigt, dass es zwar Verbesserungen in unterschiedlichen Bereichen gibt, diese bisweilen aber etwas – und manchmal: erstaunlich – gering sind.

Stephan Gerhard Huber, Christoph Helm, Marianne Mischler, Paula Sophie Günther, Julia A. Schneider, Jane Pruitt, Nadine Schneider und Marius Schwander haben im Rahmen des Schul-Barometers die Einschätzung der 15- bis 20-jährigen Schüler*innen zu ihrem Lernverhalten wie auch den Rahmenbedingungen, die sie vorgefunden haben, erhoben. Dadurch liefern sie ein interessantes Spiegelbild zur Perspektive der Eltern und Lehrkräfte. Dieser Beitrag ergänzt andere Befunde auch durch qualitative Interviews, in denen die Schüler*innen die Fragen beantworteten, was sie positiv und was sie weniger gut fanden.

Demgegenüber haben Ludger Wößmann, Vera Freundl, Elisabeth Grewnig, Philipp Lergetporer, Katharina Werner und Larissa Zierow die Eltern befragt, wie Schulkinder die Zeit der Schulschließungen verbracht haben und zeigen, dass insgesamt deutlich weniger Zeit mit Lernen und mehr Zeit mit anderen Aktivitäten verbracht wurde. Sie zeigen dabei auch auf, wie sich Freizeitaktivitäten und Lernverhalten in Abhängigkeit verschiedener familiärer oder schulischer Variablen verändern.

Die konkreten Auswirkungen von Schulschließungen und Distanzunterricht untersuchen Marc-Andre Chénier, Joana Elisa Maldonado und Kristof De Witte anhand einer Auswertung von Schulleistungstests in Flandern/Belgien.

Ihre Studie zählt zu den wenigen, die Testergebnisse auswerten konnten und damit Auskunft über die tatsächlichen Effekte des Distanzunterrichts in unterschiedlichen Fächern sowie auf unterschiedliche Gruppen von Schüler*innen geben können. Der Befund bestätigt grundsätzlich die Erwartungen, dass längere „Schulschließungen“ bzw. längere Phasen ohne Präsenzunterricht die schulischen Leistungen ungünstig beeinflussen, es dabei jedoch auch Unterschiede zwischen den Fächern sowie dem sozio-ökonomischen Hintergrund der Schüler*innen gibt. Es wird interessant sein, den Befund dieser und anderer internationaler Studie mit vergleichbaren Analysen für Deutschland abzugleichen.

Im folgenden Beitrag untersuchen Mathias Huebener, Laura Schmitz, C. Katharina Spiess und Sabine Zinn den Einfluss von familialen, individuellen und institutionellen Einflussfaktoren auf Bildungsungleichheiten durch die Corona-Pandemie. Ihre Analysen können dabei auf SOEP-Daten rekurren, die in einen Vergleich zu vorherigen Erhebungen ermöglichen. Neben den erwarteten Wirkungsrichtungen auf der grundsätzlicheren Ebene liefern sie eine Reihe von Detailergebnissen, die das Bild weiter ausdifferenzieren.

Burghard Jungkamp und Kai Maaz runden diesen Block ab, indem sie die Empfehlungen der Friedrich Ebert Stiftung (FES) zusammenfassen und darlegen, was Bildungspolitik und Schulsystem tun sollten, um die zu beobachtenden Lernlücken kurz- und auch längerfristig zu reduzieren bzw. zu schließen.

Auswirkungen der Corona-Pandemie auf Fachkräftesicherung und Übergangschancen in Ausbildung

In zwei Beiträgen werden die zu erwartenden Auswirkungen der Corona-Pandemie auf den Übergang in Ausbildung sowie die Fachkräftesicherung in den Blick genommen.

Zunächst nehmen Christina Anger und Axel Plünnecke die möglichen Auswirkungen auf Chancengleichheit und Fachkräftesicherung genauer in den Blick. Insbesondere befürchten sie, dass sich die zu erwartenden schwächeren schulischen Leistungen ungünstig auf die Fachkräftesicherung auswirken.

Daran anschließend zeichnet Dieter Dohmen auf, welche Auswirkungen die Corona-Krise auf das Ausbildungssystem im kommenden Jahrzehnt haben könnte und welche Folgen sich für die Übergangschancen junger Menschen in Ausbildung daraus ableiten lassen. Sollte sich dieses Szenario bewahrheiten, dann sind beträchtliche negative Auswirkungen auf sogenannte „benachteiligte“ Jugendliche zu befürchten.

Der Einfluss der Pandemie auf Gesundheit und Wohlbefinden

Welche Auswirkungen hat die Pandemie auf Gesundheit und Wohlbefinden ist das Thema des Beitrags von Ulrike Ravens-Sieberer, Anne Kaman, Christiane Otto, Adekunle Adedeji, Janine Devine, Michael Erhart, Ann-Kathrin Napp, Marcia Becker, Ulrike Blanck-Stellmacher, Constanze Löffler, Robert Schlack und Klaus Hurrelmann, die die Ergebnisse der sogenannten „Copsy-Studie“ wiedergibt.

Abschließend fragen Simon Schnetzer, Klaus Hurrelmann und Martina Leibovici-Mühlberger, wie eigentlich junge Menschen auf den Lockdown reagieren und stellen damit ein Gegengewicht zu verschiedentlich geäußerten Vorwürfen dar, wonach sich Jugendliche rücksichtslos gegenüber Risikogruppen verhalten würden.

Zusammenfassung und übergreifende Einordnung

Dieter Dohmen und Klaus Hurrelmann fassen abschließend die zentralen Befunde der verschiedenen Beiträge zusammen und ergänzen diese partiell durch weitere Befunde aktueller Beiträge. Sie beantworten dabei auch die Frage, ob es eine „Generation Corona“ gibt und wer gegebenenfalls dazu gehören würde.

DER EINFLUSS DER PANDEMIE AUF FAMILIE UND KITA

Das häusliche Umfeld determiniert den Problemdruck im Lockdown

Wido Geis-Thöne

1 Einleitung

Zum Zeitpunkt der Erstellung dieses Beitrags Ende Dezember 2020 befand sich Deutschland im zweiten Lockdown in Folge der Corona-Pandemie. Dieser verlief bis dahin völlig anders als der erste Lockdown im Frühjahr. Wurden die Kitas und Schulen im März sehr abrupt vollständig geschlossen und erst nach Wochen wieder langsam Schritt für Schritt geöffnet, wurde im Herbst der Regelbetrieb über lange Zeit aufrechterhalten und erst im Dezember kam es zu erneuten Schließungen. Anders als im Frühjahr sollten diese dem Bekunden der zuständigen Ministerien zufolge nur von kurzer Dauer sein und bis Mitte Januar wieder aufgehoben werden. Damit hätten sie vorwiegend den Charakter verlängerter Weihnachtsferien gehabt und es wäre nicht in großem Maße Homeschooling notwendig geworden. Zudem wurden für diese Zeit in viel größerem Maße Notfallbetreuungsangebote eingerichtet als in der Anfangsphase des ersten Lockdowns den Familien zur Verfügung standen. Vor diesem Hintergrund unterscheiden sich auch die absehbaren Auswirkungen der beiden Lockdowns auf die Lebensbedingungen der Kinder und Jugendlichen stark, sodass bei einer Betrachtung der Bedeutung des häuslichen Umfelds in diesen Phasen eine entsprechende Differenzierung notwendig ist.

Da der vorliegende Beitrag auf Arbeiten aus der Zeit des ersten Lockdowns basiert, liegt sein Fokus primär auf diesem. Ein großer Teil der hier dargestellten Ergebnisse entstammt dem IW-Report „Häusliches Umfeld während der Krise: Ein Teil der Kinder braucht mehr Unterstützung“ aus dem April (Geis-Thöne, 2020a). Dieser betrachtet auf Basis einer Auswertung des Sozio-ökonomischen Panels (SOEP, Goebel et al. 2019), was für ein Lebens-, Lern- und soziales Umfeld die Kinder und Jugendlichen in Deutschland vorfinden und diskutiert, welche Problempunkte sich hier während des Lockdowns ergeben haben dürften. Dabei nimmt er die Kinder aus den fünf (potenziell) besonders belasteten Familienformen der Alleinerziehenden, der Familien mit Migrationshintergrund, der bildungsfernen Familien, der Mehrkindfamilien und der Familien im Transferleistungsbezug jeweils besonders in den Blick. Alle dort, wie auch im vorliegenden Beitrag, präsentierten Statistiken beziehen sich auf die Zeit vor der Corona-Pandemie. Dies ist nicht nur der Datenverfügbarkeit

geschuldet, sondern hat auch den Vorteil, dass sie keine Momentaufnahme während des Lockdowns bilden, in dessen Verlauf sich an vielen Stellen Veränderungen ergeben haben können. Ergänzt wird die Darstellung um die Ergebnisse der beiden ebenfalls während des ersten Lockdowns erschienenen Kurzberichte „Der Lockdown trifft die Alleinerziehenden besonders hart“ (Geis-Thöne, 2020b) und „Corona hemmt die Integration“ (Geis-Thöne 2020c).

Daher wurde hier auch ein anderer der Aufbau des Texts als im IW-Report gewählt und nicht anhand der drei Bereiche Lebensumfeld, Lernumfeld und soziales Umfeld, sondern entlang der fünf genannten, (potenziell) besonders belasteten Familienformen gegliedert. Sind Themen bei mehreren dieser Familienformen relevant, wurden sie dort dargestellt, wo die Betroffenheit der Kinder und Jugendlichen tendenziell am stärksten ist. So wird Größe und Gestaltung des Wohnraums etwa bei den Mehrkindfamilien betrachtet.

2 Kinder von Alleinerziehenden

Eine Alleinerziehung ist in der Regel die Folge ungünstiger Entwicklungen in der Paarbeziehung der Eltern und nicht das Ergebnis einer bewussten Entscheidung des entsprechenden Elternteils. Daher sind viele Alleinerziehende mit diesem Zustand auch außerhalb des Lockdowns unzufrieden und sehen ihn mit Blick auf die Entwicklung ihrer Kinder kritisch. So stimmten in der SOEP-Befragung im Jahr 2018 nur 50 Prozent der alleinerziehenden Mütter der Aussage „Ein alleinstehender Elternteil kann sein Kind genauso gut großziehen wie beide Eltern zusammen“ voll und ganz zu und 14 Prozent verneinten das. Bei den Müttern in Paarfamilien stellt sich das Verhältnis mit 23 Prozent Zustimmung und 30 Prozent Ablehnung zwar noch deutlich negativer dar. Dennoch ist die Positionierung der Alleinerziehenden beachtlich, da sie mit dieser Zuordnung letztlich ihre eigenen Möglichkeiten, ihren Kindern ein optimales Entwicklungsumfeld bieten zu können, kritisch bewerten. Betrachtet man nur die Mütter mit jüngeren Kindern, ändert sich an diesem Befund wenig. Dass ein bedeutender Teil der Alleinerziehende an sich ein eher klassisches Familienbild hat, zeigt sich sogar noch deutlicher daran, dass 25 Prozent von ihnen der Aussage, dass ein Kind unter sechs Jahren darunter leiden wird, wenn seine Mutter arbeitet, zustimmen, im Vergleich zu 22 Prozent der Mütter in Paarfamilien (Geis-Thöne 2020b).

Um den fehlenden Partner zu kompensieren, greifen Alleinerziehende zu normalen Zeiten in weit stärkerem Maß als Paarfamilien auf institutionelle Betreuungsangebote zurück. Den im SOEP erhobenen Betreuungszeiten von Fünf- bis Sechsjährigen in den Jahren 2016 bis 2018 zufolge, besuchten rund 61 Prozent der in Betreuung befindlichen Kinder von Alleinerziehenden mindestens 35 Stunden in der Woche eine Kita oder eine Kindertagespflege, wohinge-

gen es bei den Kindern aus Paarfamilien nur 43 Prozent waren. Werte von 45 Stunden und mehr fanden sich für 23 Prozent der Kinder von Alleinerziehenden und 6 Prozent der Kinder aus Paarfamilien in diesem Alter. Bricht die institutionelle Betreuung nun vollständig weg, wie dies zu Beginn des ersten Lockdowns der Fall war, müssen die Alleinerziehenden ein viel größeres Maß an Betreuungszeiten neu organisieren als die Paarfamilien (Geis-Thöne 2020b).

Hinzukommt, dass viele nicht-institutionelle Betreuungsarrangements außerhalb des Haushalts, wie die Betreuung durch die Großeltern, vor dem Hintergrund der Corona-Pandemie für die Alleinerziehenden im Frühjahr auch nicht infrage kamen und sie zusätzlich auch noch wegfallende Betreuungszeiten in diesem Bereich kompensieren mussten. In diesen Kontexten wurden in den Jahren 2016 bis 2018 rund 52 Prozent der fünf- bis sechsjährigen Kinder von Alleinerziehenden zehn Stunden und mehr in der Woche betreut, wohingegen dies nur auf 17 Prozent der Kinder von Paarfamilien zutraf. Lässt man die Betreuung durch nicht im Haushalt lebenden Elternteile außer Acht, reduziert sich der Anteil bei den Alleinerziehenden deutlich auf 27 Prozent, liegt damit aber immer noch fast doppelt so hoch wie bei den Paarfamilien mit 15 Prozent. Nimmt man nur die Betreuung durch die Großeltern in den Blick, liegt diese im betrachteten Zeitraum bei 16 Prozent der Kinder von Alleinerziehenden und 12 Prozent der Kinder von Paarfamilien bei zehn Stunden und mehr in der Woche (Geis-Thöne 2020b).

Während die Paarfamilien die Betreuung immer noch zumindest auf zwei Erwachsene aufteilen konnten, fehlte den Alleinerziehenden zu Beginn des ersten Lockdowns häufig jegliche Unterstützung. Dies führte bei vielen von ihnen zu einer starken Überlastung, da fast alle anderen Zeitbedarfe weiterhin Bestand hatte. So lief etwa die Erwerbstätigkeit meist im bisherigen Umfang weiter, obschon die Arbeitgeber bei Arbeitszeit und -ort den Alleinerziehenden in der Regel soweit möglich entgegenkamen. Dabei fühlen sich Alleinerziehende auch ohne Lockdown bereits häufig alleingelassen und überfordert. So stimmten in der Befragung zum SOEP im Jahr 2018 rund 36 Prozent der alleinerziehenden Mütter der Aussage „Ich fühle mich oft einsam“ zu, im Vergleich zu nur 12 Prozent der Mütter in Paarfamilien zu. Ein Gefühl von Überforderung, das sich an der Aussage „Die Verhältnisse sind so kompliziert geworden, dass ich mich fast nicht mehr zurecht finde“ festmachen lässt, hatten 18 Prozent der alleinerziehenden Mütter und neun Prozent der Mütter in Paarfamilien (Geis-Thöne 2020b).

Damit einhergehend treten bei den Alleinerziehenden auch unter normalen Umständen bereits verstärkt psychische Probleme auf. So gaben 22 Prozent der alleinerziehenden Mütter im Jahr 2018 an, sich in den vorangegangenen vier Wochen oft oder immer niedergeschlagen und trübsinnig gefühlt zu haben, im Vergleich zu nur 12 Prozent der Mütter in Paarfamilien. Betrachtet man nur Mütter mit kleineren Kindern ist die Lage noch problematischer. Bei Alleiner-

ziehenden mit Kindern unter acht Jahren lag der Anteil sogar bei 27 Prozent, wohingegen er bei den Müttern in Paarfamilien auch in diesem Fall 1 Prozent betrug. Gleichzeitig gaben 29 Prozent aller alleinerziehenden Mütter und 36 Prozent der alleinerziehenden Mütter mit ältestem Kind unter acht Jahren an, sich in den vorangegangenen vier Wochen nie oder fast nie ruhig und ausgeglichen gefühlt zu haben, was nur bei jeweils 19 Prozent der Mütter in Paarfamilien der Fall war (Geis-Thöne 2020b).

Dies schlägt sich auch auf die Beziehungen in der Familie nieder. So wenden sich Kinder und Jugendliche bei Sorgen sehr viel seltener an alleinerziehende Eltern als an Eltern in Paarfamilien, wie Abbildung 1 zeigt. Während sich ihren eigenen Angaben im SOEP zufolge in den Jahren 2017 und 2018 rund 86 Prozent aller Zwölfjährigen bei Sorgen oft oder sehr oft an die Eltern gewandt hatten, traf dies nur 77 Prozent der Kinder von Alleinerziehenden in diesem Alter zu. Bei den Vierzehnjährigen war der Unterschied mit 64 Prozent bei den Alleinerziehenden gegenüber 70 Prozent bei allen ebenfalls sehr groß. Daraus lässt sich zwar nicht unbedingt schließen, dass die alleinerziehenden Eltern weniger in der Lage oder bereit sind, ihren Kindern im Konfliktfall Hilfestellungen zu geben oder zumindest Trost zu spenden. Dennoch deutet es darauf hin, dass es für einen substanziellen Teil der Kinder von Alleinerziehenden in der Situation des Lockdowns, die für sie teilweise sehr belastend war, eher schwierig gewesen sein dürfte, in der Kernfamilie den an sich notwendigen emotionalen Beistand zu erhalten. Dabei kommt erschwerend hinzu, dass auch der Zugang zu den Freunden, an die sich gerade die Jugendlichen bei Sorgen häufig lieber als an ihre Familienglieder wenden, wie die Unterschiede zwischen den Zwölf- und Vierzehnjährigen deutlich machen, sehr eingeschränkt war (siehe Abb. 1).

Ein ähnliches Bild zeigt sich bei den Vierzehnjährigen auch bei der im Kontext des Homeschoolings sehr wichtigen Motivation zum Lernen, die im SOEP anhand der Frage „Wie oft sagen Dir folgende Personen, dass es wichtig ist, dass Du in der Schule gut bist, viel lernst?“ erfasst wird. Auf diese antworteten in den Jahren 2017 und 2018 rund 89 Prozent aller Vierzehnjährigen, aber nur 85 Prozent der Kinder von Alleinerziehenden, dass die Eltern dies oft oder sehr oft täten. Bei den Zwölfjährigen waren die Anteile hier mit 90 Prozent und 91 Prozent allerdings sehr ähnlich.

Auch wenn andere Eltern ebenfalls überfordert waren, war die Problemlage für die Kinder von Alleinerziehenden insbesondere während des ersten Lockdowns an dieser Stelle besonders kritisch, da die gesamte Organisation des Familienlebens nur von einer Person abhing. Dabei konnten insbesondere die alleinerziehenden Eltern mit jüngeren Kindern die von diesen noch kontinuierlich benötigte Beaufsichtigung häufig nur schwer mit ihren anderen Zeitbedarfen vereinbaren. Um hier größere Schäden zu vermeiden, war die im April sukzessive erfolgte Öffnung der Notbetreuung in den Kitas für die Alleinerziehenden letztlich unumgänglich. Allerdings stellt sich die Frage, ob dieser Schritt

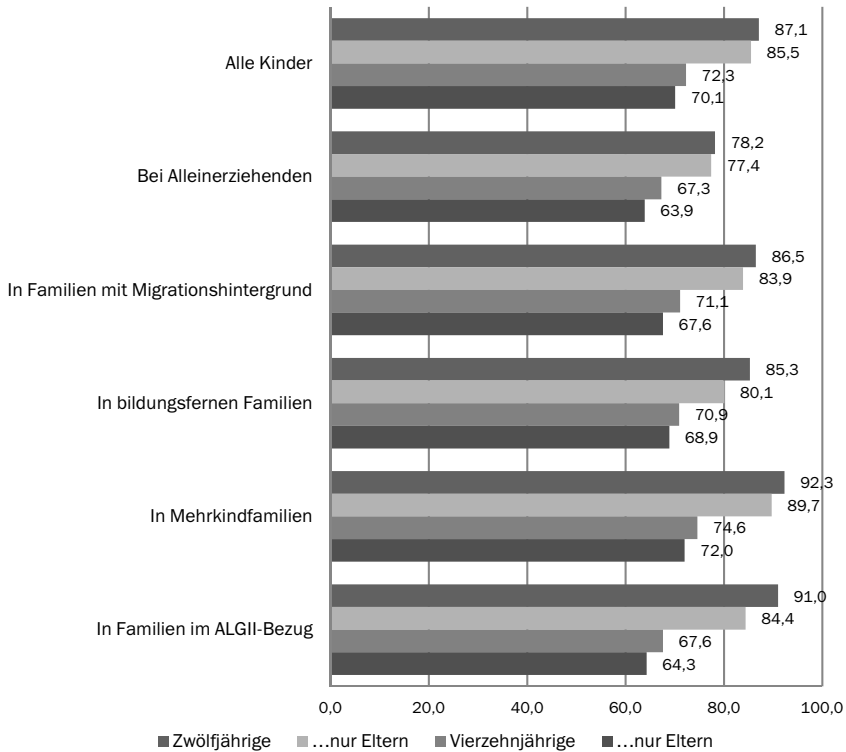


Abbildung 1: Zuwendung bei Sorgen in der Kernfamilie
Angabe oft oder sehr oft bei Mutter, Vater oder Geschwistern, Kinder im Alter von 12 und 14 Jahren, Anteile in Prozent in den Jahren 2017 und 2018 (Geis-Thöne, 2020a)

allein ausgereicht hat, um den besonderen Herausforderungen der Familien mit nur einem Elternteil gerecht zu werden oder ob die Lockdowns insbesondere im Bereich der psychischen Verfassung der Eltern und der Beziehungen in den Familien negative Spätfolgen haben und die Familien auch über das Ende der Pandemie hinaus eine gezielte Unterstützung erhalten sollten. Daher sollte spätestens, wenn die Einschränkungen des öffentlichen Lebens weitgehend aufgehoben sind, eine detaillierte Analyse der Lage der Familien in diesen Bereichen erfolgen, um passgenaue Maßnahmen auf den Weg zu bringen.

3 Kinder mit Migrationshintergrund

Die Familien mit Migrationshintergrund in Deutschland sind häufiger bildungsfern, auf staatliche Transferleistungen angewiesen und haben drei und mehr Kinder, sodass auch die in den Abschnitten zu diesen Familienkonstella-

tionen diskutierten Problemlagen bei ihnen verstärkt auftreten. Die zentrale Herausforderung ist bei ihnen allerdings die Integration, die aus soziologischer Sicht die „Verbindung einer Vielheit von einzelnen Personen oder Gruppen zu einer gesellschaftlichen und kulturellen Einheit“ (Duden 2020) darstellt. Ob sie gelingt, entscheiden letztlich die Beziehungen zwischen den Zuwanderern und den Einheimischen. Wie diese gelebt werden können, hat sich im Zuge der Corona-Pandemie auch über die Schul- und Kitaschließungen hinaus drastisch verändert. So waren die meisten gemeinsamen Freizeitaktivitäten, wie das Ausüben von Mannschaftssportarten und der Besuch von Konzerten, lange Zeit nur sehr stark eingeschränkt möglich. Intensivere soziale Interaktionen zwischen Zuwanderern und Einheimischen fanden insbesondere während der Lockdowns fast nur noch statt, wenn diese gemeinsam eine Familie oder einen sehr engen Freundeskreis bilden. In besonderem Maße betrifft das die kleineren Kinder, die die digitalen Kommunikationsmittel noch nicht sinnvoll einsetzen können.

Durch das Wegbrechen der sozialen Kontakte außerhalb des eigenen Haushalts hatten viele Zuwanderer auch kaum Gelegenheit, Deutsch zu sprechen und ihre Sprachfähigkeiten zu verbessern. Letztlich betraf dies alle Personen, in deren Haushalt überwiegend eine Fremdsprache gesprochen wird, was einer Auswertung des Sozio-oekonomischen Panels zufolge im Jahr 2017 auf rund 7,8 Millionen Personen in Deutschland zutraf, von denen 2,1 Millionen minderjährig waren. Dies entspricht Bevölkerungsanteilen von insgesamt 10 Prozent und 16 Prozent bei den Kindern und Jugendlichen. Fasst man die Altersgruppen noch enger, findet sich mit 19 Prozent ein besonders hoher Anteil bei den unter Sechsjährigen. Zu diesem Wert ist allerdings anzumerken, dass auch die meisten Kinder in Haushalten, in denen überwiegend eine andere Sprache gesprochen wird, von ihren Eltern an das Deutsche herangeführt werden. So bekamen im Jahr 2017 rund 24 Prozent der Fünf- bis Sechsjährigen in diesen Haushalten täglich und nur 21 Prozent nie Geschichten auf Deutsch vorgelesen oder erzählt (Geis-Thöne 2020c).

Auch ist darauf hinzuweisen, dass eine nichtdeutsche Haushaltssprache keinesfalls mit schlechten Deutschkenntnissen gleichgesetzt werden kann. So gaben nur 38 Prozent der in diesen Haushalten lebenden Personen zwischen 18 und 64 Jahren an, nicht gut deutsch sprechen zu können. Insgesamt lag die Zahl der Personen ohne gute deutsche Sprechfähigkeiten in dieser Altersgruppe im Jahr 2017 bei 2,7 Millionen, was 5 Prozent der Bevölkerung entspricht. Für die Lesefähigkeiten finden sich sehr ähnliche Werte, wohingegen die Lage beim Schreiben etwas schlechter ist. Betrachtet man nur die Eltern von Kindern im Alter unter 12 Jahren, war der Anteil der Personen ohne gute Sprechfähigkeiten mit 9 Prozent allerdings deutlich höher. Wechselt man die Perspektive, hatten 1,0 Millionen Kinder im Alter unter 12 Jahren Mütter, die nicht gut deutsch sprechen, was einem Anteil von 12 Prozent entspricht (Geis-Thöne, 2020c).

In diesen Familien ist ein Homeschooling bei jüngeren Schüler*innen kaum zu realisieren. So verstehen die Eltern nicht nur den Lernstoff der Kinder nicht und können diese bei seiner Erarbeitung kaum begleiten, sondern wissen häufig auch gar nicht, welche Aufgaben die Kinder haben, da nur eine sehr eingeschränkte Kommunikation mit den Lehrer*innen möglich ist. Ersetzen andere Familienangehörige, wie ältere Geschwister, die Eltern hier nicht und weisen die betroffenen Kinder kein sehr hohes Maß an Eigeninitiative auf, kommen die Schulschließungen für sie letztlich meist einem vollständigen Verlust der Unterrichtszeit gleich. Dies ist umso problematischer, da bei Kindern mit funktionierendem Homeschooling der Erwerb der schulischen Kompetenzen auch während des Lockdowns voranschreitet und die Lücken größer werden. Ähnliche Probleme können sich auch bei den noch nicht schulpflichtigen Kindern ergeben. Fehlt ihnen längere Zeit der Kontakt zu Personen, die gut Deutsch sprechen, kann dies ihren Spracherwerb sehr negativ beeinflussen. So können sich beim Schuleintritt Defizite ergeben, die es den Kindern schwer machen, dem Unterricht zu folgen und ihre langfristigen Bildungschancen beeinträchtigen.

Anders als bei den Alleinerziehenden reicht es hier nicht aus, gezielte Unterstützungsangebote für die betroffenen Familien zu machen, sondern diese müssen auch gezielt für ihre Inanspruchnahme sensibilisiert werden. Obschon die frühkindliche Bildung für Kinder, deren Eltern nur über beschränkte Deutschkenntnisse verfügen, besonders wichtig ist, besuchen Kinder mit Migrationshintergrund unter normalen Umständen meist erst spät und mit geringem Stundenumfang eine Kita, (Anger/Geis-Thöne 2018). Daher steht zu befürchten, dass viele zugewanderte Familien ihre Kinder aus Angst vor einer Ansteckung auch weit über die Zeiträume der Schließungen hinaus nicht in die Kitas schicken. Ähnliches gilt auch für Förderangebote für Schulkinder außerhalb des regulären Unterrichts. Daher sollte nach dem Abklingen der Pandemie eine detaillierte Analyse des Kompetenzstands der Kinder mit Migrationshintergrund erfolgen und, wo sich hier Defizite zeigen, mit gezielten Fördermaßnahmen nachgesteuert werden. Da diese unter Umständen einen sehr großen Zeitbedarf aufweisen, kann es gegebenenfalls sinnvoll sein, einen Teil von in die Schulferien zu verlagern. Unabhängig davon, ob dies der Fall ist, sollte die Förderung, soweit möglich, im Rahmen der Schulpflicht erfolgen, damit sichergestellt wird, dass sie auch tatsächlich alle betroffenen Kinder nutzen.

4 Kinder aus bildungsfernen Elternhäusern

Bei den Kindern aus deutschsprachigen bildungsfernen Elternhäusern ergeben sich beim Homeschooling ähnliche Schwierigkeiten, wie bei den Kindern der zu bedeutenden Teilen ebenfalls bildungsfernen, nicht deutschsprechenden Eltern. Allerdings ist die Lage etwas weniger problematisch, da die Kommunikation mit

den Lehrkräften in der Regel uneingeschränkt möglich ist und die Eltern, auch wenn sie die Kinder inhaltlich nicht unterstützen können, zumindest wissen, welchen Lernstoff diese bewältigen sollten. Auch ist in ihrem Fall sichergestellt, dass die Kinder auch im Lockdown in ausreichendem Maße deutsch sprechen.

Dennoch kann dieser auch für ihre Kompetenzentwicklung ein großes Hemmnis darstellen, da sie zu Hause häufig ein Umfeld vorfinden, das nur beschränkt lernfördernd ist. So verfügten in den Jahren 2017 und 2018 rund 37 Prozent der Zwölfjährigen mit Müttern ohne berufsqualifizierenden Abschluss über kein eigenes Zimmer, wohingegen dies nur auf 14 Prozent aller Kinder in diesem Alter zutrifft (Geis-Thöne 2020a). Damit stellt sich die Lage hier auch noch etwas schlechter als bei den Mehrkindfamilien dar, bei denen auf das Thema der Verfügbarkeit von Wohnraum etwas detaillierter eingegangen wird. Zur definitorischen Abgrenzung ist anzumerken, dass sich die Bildungsstände beider Elternteile nur schwer zu einem einzelnen, auch für Alleinerziehende aussagekräftigen Indikator zusammenfassen lassen. Daher wurde im IW-Report als Abgrenzungskriterium für die bildungsfernen Familien lediglich verwendet, dass die Mütter über keinen berufsqualifizierenden Abschluss verfügen. Alle in diesem Beitrag dargestellten Statistiken zu bildungsfernen Familien sind ebenfalls so zu verstehen.

Da bildungsferne Eltern ihre Kinder bei der Erarbeitung des Schulstoffs häufig nur beschränkt unterstützen und ihnen auch zu weiteren Wissensthemen nur schwer Auskunft geben können, sind für diese lernunterstützende Medien besonders hilfreich. Insbesondere gilt dies, wenn ihnen die Lehrer im Kontext des Homeschoolings nur sehr beschränkt als Auskunftgeber zur Verfügung stehen. Im SOEP werden Zwölfjährige konkret nach Lernsoftware (z. B. für Computer, Tablet, Konsole) und Büchern, „die bei Hausaufgaben hilfreich sind“ (außer den Schulbüchern) befragt, die im Folgenden vereinfachend als Bücher zum Schulstoff bezeichnet werden. Im den Jahren 2017 und 2018 gaben 66 Prozent aller Kinder in diesem Alter an, dass bei ihnen zu Hause Lernsoftware vorhanden sei, und 75 Prozent sagten, dass dies auf Bücher zum Schulstoff zuträfe. Über mindestens eins von beiden konnten mit 87 Prozent fast neun Zehntel verfügen. Bei den Kindern aus bildungsfernen Familien stellt sich die Lage, wie Abbildung 2 zeigt, jedoch deutlich ungünstiger dar. So hatte nur 57 Prozent von ihnen Bücher zum Schulstoff und 60 Prozent Lernsoftware. Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass sich entsprechende Materialien auch in zunehmendem Maße im Internet finden, sodass sie nicht unbedingt physisch in den Haushalten vorliegen müssen. Auch könnten die Familien ihre Ausstattung während der Corona-Pandemie deutlich verbessert haben. Überdies ist anzumerken, dass das Fehlen von Büchern zum Lernstoff keineswegs impliziert, dass die Familien gar keine kindgerechten Bücher besitzen. So gaben in den Jahren 2017 und 2018 rund 83 Prozent der Zwölfjährigen aus bildungsfernen Familien an, außer ihren Schulbüchern noch weitere Bücher zu haben, die ihnen allein gehören.

Dennoch lässt sich festhalten, dass der Bereich der Lernbegleitung durch die Eltern und des lernförderlichen häuslichen Umfelds bei den Kindern aus bildungsfernen Milieus einen besonderen Problempunkt darstellt. Daher sollte auch bei ihnen nach Abklingen der Pandemie untersucht werden, wo durch die Lockdowns Lücken in der Kompetenzentwicklung entstanden sind und mit gezielten Fördermaßnahmen nachgesteuert werden. Auch sollte die Entwicklung für die Familien kostenfreier lernunterstützender Inhalte in der digitalen Welt gefördert werden. Wichtig ist dabei, dass sie so gestaltet werden, dass sie die Familien, bei denen die Eltern nur über ein beschränktes Allgemeinwissen verfügen, ansprechen und von diesen leicht gefunden werden.

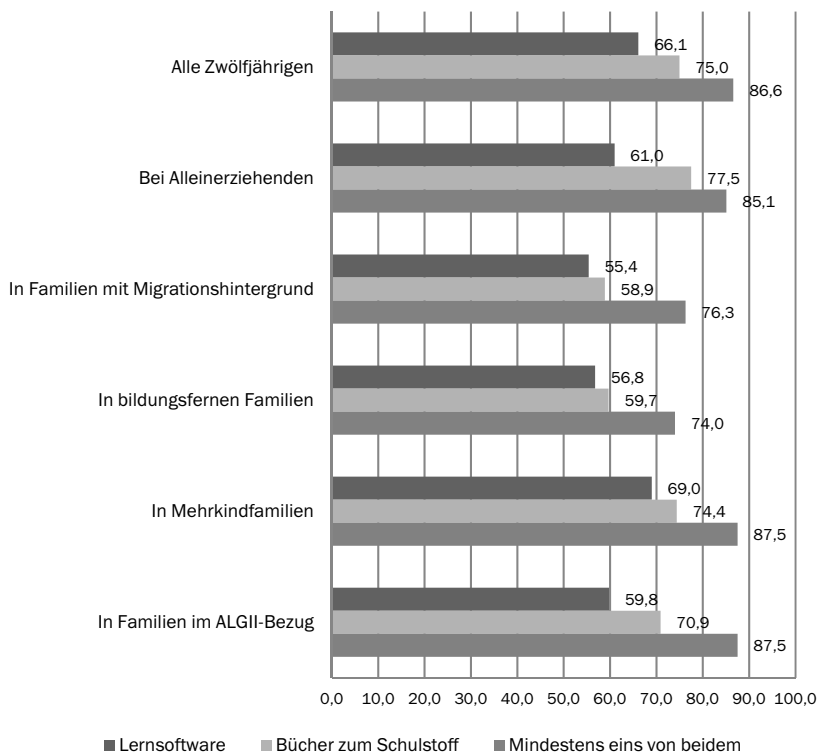


Abbildung 2: Lernsoftware und Bücher zu Schulstoff im Haushalt Kinder im Alter von 12 Jahren, Anteile in Prozent in den Jahren 2017 und 2018 (Quelle: Geis-Thöne 2020a)

5 Kinder aus Mehrkindfamilien

In den Zeiten von Kita- und Schulschließungen und strengen Kontaktbeschränkungen brachte das Leben in einer Mehrkindfamilien mit zwei und mehr

Geschwistern für die Kinder große Vorteile mit sich. So verfügten sie auch weiterhin über Spielgefährten in einem ähnlichen Alter, wohingegen sich die Einzelkinder vielfach nur noch allein oder mit ihren Eltern beschäftigen konnten und in ihrer kindlichen Lebenswelt damit viel stärker eingeschränkt waren. Gleichzeitig konnten die Geschwister beim Fehlen ruhiger Rückzugsräume jedoch insbesondere im Kontext des Homeschoolings auch eine große Belastung darstellen. Diese Problematik besteht allerdings nicht per se bei allen Mehrkindfamilien, sondern vorwiegend bei den einkommensschwächeren unter ihnen und stellt bei den im Folgenden betrachteten Familien im Sozialleistungsbezug ebenfalls ein Thema dar.

Die Größe der elterlichen Wohnung ist hier der entscheidende Faktor. Einerseits sind für die Kinder ruhige Plätze wichtig, wo sie konzentrierten Beschäftigungen nachgehen können, ohne von jüngeren Geschwistern gestört zu werden. Andererseits benötigen sie, um sich frei entfalten allerdings auch Orte, wo sie sich im Spiel ausbreiten und gegebenenfalls etwas lauter werden können, ohne damit andere Familienangehörige, wie Eltern im Homeoffice, zu stören. Vor diesem Hintergrund wurde mit dem SOEP zunächst ausgewertet, über wie viele Zimmer (ohne Bad, Küche usw.) die Familien im Verhältnis zur Zahl der Haushaltsangehörigen verfügen. Neben einem Zimmer wurden dabei auch 0,66 und 1,5 Zimmer je Person als Grenzen verwendet. Beim Wert von 0,66 kommen nur zwei Zimmer auf drei Familienangehörige, was es, wenn sich alle Familienangehörigen zu Hause aufhalten, wie dies während der Lockdowns vielfach der Fall war, sehr schwer möglich macht, dass sich die Kinder längere Zeit allein in einem Raum aufhalten. Bei 1,5 können hingegen zwei Familienmitglieder über drei Zimmer verfügen, sodass die Kinder unter Umständen für eine gewisse Zeit auch mehrere Räume in Beschlag nehmen können.

Wie Abbildung 3 zeigt, stand im Jahr 2018 mit 51 Prozent mehr als der Hälfte der Familien mehr als ein Zimmer je Haushaltsmitglied zur Verfügung und mindestens ein Zimmer hatten mit 81 Prozent sogar rund vier Fünftel. Bei den Mehrkindfamilien verfügte mit 28 Prozent jedoch weniger als ein Drittel über mehr Räume als Familienangehörige und nur 50 Prozent hatten genauso viele Zimmer wie Familienangehörige. Niedrige Anteile finden sich hier auch bei den bildungsfernen Familien mit 60 Prozent und bei den Familien mit Migrationshintergrund mit 61 Prozent. Bei diesen drei Familientypen finden sich mit Anteilen von 19 Prozent, 13 Prozent und 11 Prozent auch häufiger Konstellationen, bei denen das Verhältnis zwischen Zimmern und Personen bei zwei zu drei und weniger liegt, sodass, wenn alle Familienmitglieder während des Lockdowns zu Hause waren, eine entsprechend starke Raumnot geherrscht haben dürfte.

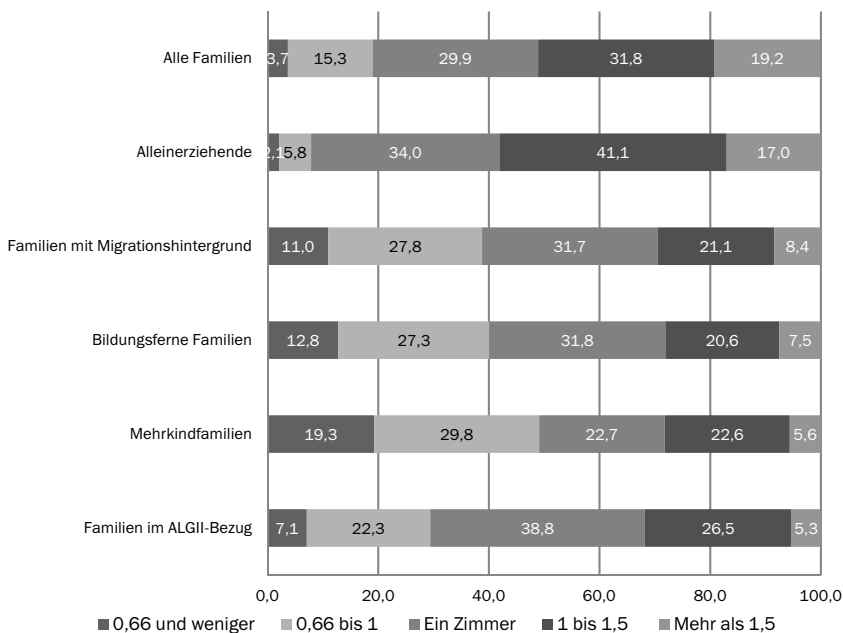


Abbildung 3: Zahl der Zimmer je Haushaltsangehörigen
Ohne Bad, Küche usw., Familien mit Kindern unter 16 Jahren, Anteile in Prozent
im Jahr 2018 (Quelle: Geis-Thöne 2020a)

Dabei richten es auch bei beengten Wohnverhältnissen die meisten Familien so ein, dass zumindest die älteren Kinder ein Zimmer für sich haben. Wie Abbildung 4 zeigt, gaben in den Jahren 2017 und 2018 in der SOEP-Befragung 86 Prozent aller Zwölfjährigen und 49 Prozent der Kinder, die in Haushalten mit weniger Zimmern als Personen lebten, ein Zimmer für sich allein haben. Allerdings stellt sich die Lage bei den Kindern im ALGII-Bezug und in bildungsfernen Familien mit Anteilen von unter zwei Dritteln deutlich ungünstiger. Die Mehrkindfamilien schneiden hier mit 71 Prozent vergleichsweise gut ab, was sich damit erklären könnte, dass sich hier vielfach eher die jüngeren Kinder ein Zimmer teilen.

Welche Aktivitäten in den Kinderzimmern und anderen Räumen der Wohnung möglich sind, hängt stark von ihrer Größe ab. Daher spielt auch die Wohnfläche für die häuslichen Lebenswelten der Kinder eine Rolle. Allerdings lässt diese sich für verschiedene Haushaltskonstellationen nur schwer vergleichbar machen, da Räume, wie Bad und Küche, gemeinsam genutzt werden können und Personenzahl und Raumbedarf somit nicht in einem linearen Zusammenhang stehen. Vor diesem Hintergrund wurde in Abbildung 5 nicht die Quadratmeterzahl, sondern die Einschätzung der Eltern über die Wohnungsgröße dargestellt. Die Frage lautet dabei konkret „Wie beurteilen Sie insgesamt